Sophokles' Drama «Antigone» enthält viel politisch-existenziellen Sprengstoff: Aktuelle Inszenierung am Theater Orchester Biel Solothurn mit Miriam Joya Strübel als Antigone.

JOEL SCHWEIZER

Wir sind Antigone

In dieser Saison spielen alle grösseren Theater der Deutschschweiz einen antiken Stoff. Warum beschäftigen uns die alten Dichter genau jetzt? **Von Valeria Heintges**

It's a mad world», es ist eine verrückte Welt, perlt das Klavier aus dem Lied von Tears for Fears über die Bühne. Es passt perfekt zu Milo Raus Inszenierung «Orest in Mossul», die um die ganze Welt tourte und auch am Schauspielhaus Zürich gastierte. Ausgehend von Aischylos' Drama zeigt Rau, wie der Irak feststeckt in einer Endlosschleife von Krieg und Gewalt, Tod und Rache. Aischylos' Tragödie wurde 458 vor Christus in Athen uraufgeführt; der Dramatiker bezog sich auf einen Mythos, der 750 Jahre alt war.

Warum nur wird der 3000 Jahre alte Stoff heute noch inszeniert? Und warum bringen in dieser Spielzeit alle grossen Theater der Deutschschweiz einen antiken Stoff auf die Bühne? – Wären heutige Stücke über aktuelle Themen nicht spannender?

Die Bandbreite der Inszenierungen antiker Werke ist gross. Sie reicht von Sibylle Bergs «In den Gärten oder Lysistrata 2», einer Fortschreibung von Aristophanes' «Lysistrata» in Basel, bis zur relativ texttreuen Version von Sophokles' «Antigone» am Theater Orchester Biel Solothurn (TOBS). Sibylle Berg nimmt den derben Komödienstoff von Aristophanes zum Sprungbrett für eine wütend-wilde Abrechnung mit den Geschlechtern. Der Mann ist abgeschafft; die Frauen erledigen jetzt alles selbst. Vom «pazifistischen Warnschrei», wie Theaterkritiker Georg Hensel das Werk nannte, ausgestossen nach zwanzig Jahren Peloponnesischem Krieg zwischen Athen und Sparta, bleibt ein satirischer Ruf nach Anerkennung, vom antiken Original kaum mehr als ein Motiv.

Sensibilität für Frauen

Am TOBS macht Regisseurin Deborah Epstein aus dem Sophokles-Text in der zeitgenössischen Übersetzung von Alfred S. Kessler ein konzentriertes Schauspieler-Theater. «Das Stück soll wehtun», sagt Epstein – und das tut es. Der Konflikt zwischen Antigone, die ihren toten Bruder begraben will, und Kreon, der ihr das verbietet, wird bis zum Äussersten ausgetragen. Alle wissen: Wenn Antigone die Leiche mit Erde bedeckt, riskiert sie ihr Leben.

Dazwischen die anderen Inszenierungen: Elmar Goerden bearbeitet in Bern Motive aus Homers «Odyssee», um in drei Teilen die Schicksale des irrfahrenden Vaters Odysseus, der wartenden Mutter Penelope und des vaterlos aufwachsenden Sohnes Telemach zu erzählen. Der Orest-Stoff wird gleich dreimal verhandelt: Neben Milo Rau nutzt ihn auch die 27-jährige Regisseurin Sophia Aurich für Bern in einer Bearbeitung des Dramaturgen und Schriftstellers John von Düffel; Martin Pfaff erstellt für St. Gallen eine eigene Fassung. Wenn die Demokratie weltweit gefährdet ist, ist das «Stück über die Geburt der demokratischen Rechtsstaatlichkeit», wie es das St. Galler Spielzeitheft formuliert, das Werk der Stunde.

Als «Auseinandersetzung zwischen Pflicht, Gesetz und Gewissen» sieht Katharina Rupp, Schauspieldirektorin des TOBS, den «Antigone»-Stoff; er sei «sehr differenziert und hoch politisch» und entspreche dem wieder erwachten Wunsch nach ernsthaften Auseinandersetzungen. Die Zuschauer seien müde, alle Themen «postdramatisch oder dekonstruktivistisch gebrochen» oder ironisch kommentiert präsentiert zu bekommen. «Es gibt eine Rückbesinnung auf Stücke, in denen zwei Personen mit grosser Schärfe aufeinandertreffen und existenzielle Fragen verhandeln», sagt Rupp. Weil Antigone nicht nur wort- und argumentationsstark mit Kreon, sondern auch mit ihrer weniger mutigen Schwester Ismene diskutiert, hält das Stück auch noch gleich zwei starke Frauenfiguren bereit.

3200 Jahre alte Stoffe bieten moderne Themen und starke Frauenfiguren für das 21. Jahrhundert? Dem stimmt Ulrich Eigler, Professor für Klassische Philologie an der Universität Zürich, zu. «In der brutalen Männergesellschaft Griechenlands entstanden Stücke mit einer extremen Sensibilität für Frauen», sagt er und verweist auf Iphigenie, an deren Schicksal das Elend, aber auch die Möglichkeiten junger Frauen in militarisierten Männergesellschaften verhandelt würden. «Aber die Frauenrollen wurden damals natürlich alle von Männern gespielt.»

Eigler, der sich auch auf Antikenrezeption in Film und moderner Literatur spezialisiert hat, sieht viele Gründe für die Wiederauferstehung der alten Stoffe in modernen Inszenierungen. Zum einen drehen sie sich – im Gegenteil etwa zu den bürgerlichen Trauerspielen des 19. Jahrhunderts – im Kern um zeitlose Themen, die anders als die Werke zeitgenössischer Autoren ohne Skrupel oder Rücksicht auf Urheberrechte aus dem Text herausgeschält werden können. Ein so verblüffender wie zutreffender Befund: Aischylos, Sophokles und Euripides behandeln

FRED DEBROCK

«Orest in Mossul» von Milo Rau.

Die Themen Flucht, Migration, Rache, Vergeltung und Vergebung sind allgegenwärtig.

komplizierteste Familienverhältnisse, voller Mord und Totschlag, Ehebruch und Betrug über Generationen hinweg. Zudem entstanden die Dramen in Kriegszeiten; die Themen Flucht, Migration, Rache, Vergeltung und Vergebung sind deshalb allgegenwärtig. Über vielen schwebt die Frage: Wie kann man dem ewigen Kreislauf aus Mord und Rache entkommen? Wie einen Schlussstrich ziehen, wenn einem unermessliches Leid widerfahren ist? Deshalb zog Milo Rau mit der Orestie ins Kriegsgebiet Irak, deshalb sind die Stoffe auch vor der Folie des Syrienkrieges oder des Nahostkonfliktes so aktuell.

Zudem seien sie, so Eigler, sprachlich von einer «unglaublichen Eindringlichkeit» und einer «brutalen Kürze. Da wird nichts beschönigt.» Dazu komme ein starkes, direktes Spiel der Figuren miteinander, das der Chor kommentiert. Der setze manche Figuren so in Szene, dass man sich immer mehr mit ihnen identifiziere und dabei «unaufdringlich belehrt», aber eben nicht brutal erzogen werde. Zudem können die Texte wegen ihres Alters mit dem Respekt der Zuschauer rechnen. Eiglers Fazit: «Die Antike ist Weltthema. Sie ist global präsent.»

Die Stoffe fordern uns heraus

Die Schweizer Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji erarbeitet mit Eiglers Hilfe eine eigene Textfassung der drei Euripides-Dramen «Iphigenie in Aulis», «Die Troerinnen» und «Hekabe» für das Theater Luzern. Mit dem Titel «Troja» kommt die Fassung unter der Regie von Ingo Berk auf die Bühne. Es ist Berks fünfte Inszenierung eines antiken Stoffes. «Ich hätte gerne noch mehr gemacht», sagt der 34-Jährige, aber bisher waren die Theater eher abgeneigt. Er macht kein Hehl daraus, dass die Stoffe fordern; man müsse einen eigenen Ton finden und «sie in vielerlei Hinsicht updaten». Dann finde man einen zeit- und ortsunabhängigen, allgemeingültigen Kern, der die Arbeit lohne. «Es steckt alles schon drin.» Spätestens seit dem Syrienkrieg wüssten wir, dass wir nicht in Friedenszeiten lebten, sondern dass nahe Kriege auch bei uns Auswirkungen hätten. «Die Spirale der Gewalt hört niemals auf», sagt Berk.

Er versucht, die antiken Stücke auch psychologisch ins Heute zu holen. Provokant fragt er mit Iphigenie, deren Vater Agamemnon sie für guten Wind töten will: «Sind wir wirklich weit davon entfernt, unsere Kinder für unsere Götter zu opfern?»

Etwas aus der guten alten Zeit

Zugabe
Manfred Papst

Heute will ich eine Geschichte aus dem Biedermeier erzählen, und zwar vom seinerzeit berühmten Schriftsteller Joseph Victor von Scheffel, der 1826 in Karlsruhe geboren wurde, wo er 1886 auch starb. Im Badischen sind etliche Gymnasien, Plätze und Strassen nach ihm benannt. Eine Scheffelstrasse gibt es auch in Zürich.

Sie liegt in jenem Teil Wipkingens, in der noch andere *poetae minores* des 19. Jahrhunderts zu Ehren kommen: Zschokke, Geibel, Uhland. Scheffel, den seine ersten Biografen als fröhlich, gemütvoll, frisch und lustig beschreiben, war zu Lebzeiten wohl der erfolgreichste von ihnen. Seinen 1854 erschienenen Erstling, die Verserzählung «Der Trompeter von Säkkingen», konnte der Verfasser des berühmten Gedichtbands «Gaudeamus» im Jahr 1876 mit einem gereimten Geleitwort zur fünfzigsten Auflage versehen; sechs Jahre später wurde bereits die hundertste Auflage gedruckt. Das im 17. Jahrhundert angesiedelte Epos um die unstandesgemässe Liebe eines adligen Fräuleins und eines bürgerlichen Jünglings war bis zum Ersten Weltkrieg der deutschsprachige Longseller schlechthin und erfreute sich vor allem einer weiblichen Leserschaft.

«Traulich in der warmen Stube / Sassen bei der Abendmahlzeit / Der Trompeter und der Pfarrherr; / Auf der Schüssel hatte dampfend / Ein gebraten Huhn gepranget…»: Uns Heutigen kommen die viertaktigen Trochäen reichlich harmlos vor, auch wenn wir an manchen Einfällen, etwa den Reflexionen des Katers Hidigeigei über die Frage, weshalb die Menschen sich unbedingt küssen müssen, durchaus noch unsere Freude haben. Wir tun jedoch Scheffel nicht unrecht, wenn wir ihn dem Biedermeier zuschlagen, einem Stilbegriff übrigens, bei dem er selber Pate gestanden hat – aber das ist eine andere und ziemlich verwickelte Geschichte.

Just bei diesem betulichen, sein Spiessertum mit Studienratshumor drapierenden Scheffel entdecken wir aber auch Abgründe, denn er führte ein ganz anderes Leben als seine papierenen Jungfern und Junker. Seine für damalige Verhältnisse spät geschlossene Ehe mit dem Freifräulein Karoline von Malsen – er war 38, sie 31 – war unglücklich. Das «Gemütsleiden» des hypernervösen und alkoholgefährdeten, bald aufbrausenden, bald apathischen Autors führte zu einer zunehmenden Entfremdung. Schon bei der Geburt des einzigen Sohns im Jahr 1867 lebte das Paar nicht mehr zusammen.

1869 brachte Scheffel bei einem Besuch in München den Knaben in seine Gewalt und verschleppte ihn zu sich nach Karlsruhe. Freunde rieten der Mutter davon ab, sich gegen die Entführung zu wehren, da das ohnehin nichts nütze. Die Tat blieb ungeahndet, der Sohn wurde später Soldat.

Tipps

Kino

Chris (Alexis Manenti) und seine Kollegen sollen für Ordnung sorgen, aber werden selbst gewalttätig.

Eine filmische Anklage

Les misérables. ★★★★☆
F 2019, 102 Min. Regie: Ladj Ly. Mit: Damien Bonnard.

Stéphane (Damien Bonnard) ist der Neue im Team, und wir lernen zusammen mit ihm seine Arbeitsbedingungen kennen: Der Polizist aus der Provinz ist nach Paris versetzt worden, wo er zusammen mit dem cholerischen Macho Chris (Alexis Manenti) und dem besonnenen Gwada (Djibril Zonga) im Vorort Montfermeil inmitten von rivalisierenden Gangs für Ordnung sorgen soll und sich zugleich als würdiger Kollege beweisen muss. Eine schier unmögliche Aufgabe – das wird ihm so schnell klar wie einem selbst als Zuschauerin. Als in einem Zirkus ein Löwenbaby gestohlen wird und der zwielichtige Dompteur der verdächtigten Gang mit Vergeltung droht, lernt Stéphane seinen neuen Arbeitsort erst richtig kennen. Er versteht, wie fragil die erzwungene Ruhe ist.

Die Überforderung des Polizisten-Trios gipfelt in einem gewaltsamen Fehltritt. Weil ein Bub den Vorfall mit seiner Drohne filmt, geraten die Polizisten ins Dilemma. Dem Zeugen die Speicherkarte abzunehmen, wird wichtiger, als den Löwendieb zu finden. Je aggressiver Chris auftritt, desto mehr bekommt Stéphane Gewissensbisse.

Montfermeil ist die Heimat des Regisseurs Ladj Ly, der bekannt wurde mit Dokumentarfilmen, in denen er Polizeigewalt gegen Bewohner seines Viertels festhielt. Seinen dokumentarischen Stil hat Ly in seinem ersten Spielfilm erhalten, viele Rollen sind mit Laien besetzt. Was man sieht, ist authentisch, da werden keine Zeilen vorgetragen für ein zu belehrendes Publikum. «Les misérables» ist inspiriert von den Unruhen in Montfermeil 2005, aber was Ly zeigt, könnte ebenso gut wahr sein. Der filmende Bub ist wie ein Alter Ego, seine Aufnahmen aus der Luft sind Momente der trügerischen Ruhe in diesem Drama. Der Blick aus der Ferne lässt das Chaos verschwinden, aber nur zum Schein.

Das ist der Vorwurf, den Ly mit dieser filmischen Anklage erhebt: Davon, dass die Öffentlichkeit nicht hinsieht, verschwinden die Probleme in den vergessenen Vierteln wie dem seinen nicht. *Denise Bucher*

Kurz und knapp

Judy ★★★★☆
Renée Zellweger geht derart auf in der Rolle, dass man nicht sie, verkleidet als Judy Garland, sieht, sondern die von Alkohol und Drogen ruinierte Sängerin, die mit Geldnot und gegen das Ende ihrer Karriere ankämpft. «Judy» erzählt von einer Frau, die Zeit ihres Lebens im Dienst der Star-Maschinerie stand. Ob freiwillig oder nicht, weiss nicht einmal mehr sie selbst.

Charlie's Angels ★★☆☆☆
Männer wollen eine Technologie zur Energieproduktion zur Massenvernichtungswaffe machen. Ein Fall für die Engel (Kristen Stewart, Ella Balinska, Elisabeth Banks). Ein Pseudofeministisches Actionmärchen mit löchrigem Plot.

Les particules ★★★★☆
Nach einem Besuch des Cern entwickelt der 17-jährige P. A. einen Sinn für Metaphysik. Der Franko-Schweizer Blaise Harrison inszeniert sein Coming-of-Age-Drama in dokumentarischem Stil. Das Phantastische darin steht symbolisch für all das Unerklärliche, das einen in der Pubertät ereilt. *(dbc.)*

P. A. (Thomas Daloz).

Ausstellung

FOTO: GALERIE CARZANIGA, BASEL

Farbexplosion: «Figuren», 1948.

Surrealist bis ins Mark

Serge Brignoni. *Hans-Erni-Museum, Luzern, bis 15. 3. 2020.* ★★★★☆

So unbekümmert konnte man wohl nur noch im letzten Jahrhundert malen: Serge Brignoni (1903–2002) steht vor der Leinwand, taucht den Pinsel in Lasur und wischt über ein Bild auf der Staffelei. Das transparente Weiss legt sich über leuchtendes Rot und Blau, und während er malt, kommentiert der Paradesurrealist der Schweizer Kunst, er müsse eine bessere Balance zwischen den Farbtönen finden. Während der Filmer Peter Münger ab und zu wagt, eine Frage zu stellen, doziert Brignoni mit aller Gelassenheit darüber, wie er Schwerpunkte und Kontraste setzt, eine Bildgeometrie schafft, Harmonien sucht und an der Natur interessiert ist.

Das Filmporträt läuft in einer Ecke der Retrospektive, die Heinz Stahlhut Serge Brignoni gewidmet hat. Er ist seit kurzem Direktor des Hans-Erni-Museums und weiss von seiner Zeit im Museum Tinguely Basel, dass monografische Häuser sich öffnen müssen, um das Publikum zu gewinnen. Dies gilt umso mehr, wenn der Hausherr Hans Erni heisst und über Luzern hinaus nicht mehr die allererste Aufmerksamkeit geniesst.

Die Brignoni-Ausstellung ist ein Glücksfall. Zum einen, weil sich die beiden Künstler gekannt haben und derselben Generation angehören (sie wurden beide um die hundert Jahre alt). Zum anderen aber, weil auch Serge Brignoni seit der grossen Retrospektive im Kunstmuseum Bern 1997 nur ungenügend wahrgenommen wurde. Das Erni-Museum, im Verkehrshaus gelegen, ist eine Art Off-Space der Kunstszene, in dem man die Tauglichkeit des Werks testen kann, ohne gleich abgestraft zu werden.

So gelingt mit vielen Leihgaben ein valabler Parcours durch das Werk. Er führt von frühen Landschaften, von der Aufarbeitung von Kubismus und de Chirico über das surrealistische Hauptwerk bis zu den farbexplosiven späten Bildern, die figurative Anklänge bewahren, aber doch eher Gerüst sind für einen Dialog aus Farben und Formen, der biomorphe Prozesse, das Ineinanderblenden von Mikro- und Makrokosmos auf fast abstrakte Weise inszeniert. Die Metamorphose wird zum Leitbild. Die Beigabe von Skulpturen aus Afrika und Ozeanien, die Brignoni in grosser Zahl sammelte, verweist auf sein Interesse an interkulturellem Austausch. Dialoge mit Erni gibt es dazu. Wer nach Luzern reist, sollte den Spaziergang ums Seebecken nicht scheuen. *Gerhard Mack*

Bühne

Mozart im Hotel

Konzert ★★★★☆
Worte und Klänge. *Daniel Schnyder/Cecile Grüebler, 31. 1., Bellevue Parkhotel, Adelboden.*

Auf dem Dorfplatz spielt die Band Zumugge, es riecht nach Glühwein und frittierten Berlinern, selbst oben im Hotel Bellevue ist der Weihnachtstrubel zu hören. Doch bald erklingt dort Mozart, und die Hotelwelt steht ob des geheimnisvollen e-Molls still. Fast. Ein Kellner macht sich mit einem Kerzenanzünder klipsend an den angrenzenden Tischen zu schaffen, die lachend in die Hotel-Lobby schreitenden Gäste wissen nicht, dass hinten

MARCO BORGGREVE

Der Geiger Sebastian Bohren spielt sich in der Hotelbar um Kopf und Kragen.

bei der Bar ein Konzert stattfindet. Pianist Benjamin Engeli und Sebastian Bohren nehmen es gelassen. Der Geiger weist bei seiner Einführung einer zu spät kommenden Dame gar einen Platz zu. Das Beste kommt sowieso zum Schluss: Alfred Schnittkes (1934–1998) «Stille Nacht» ist eine heikle Hommage, die, wenn sie schlecht gespielt wird, in eine Parodie abgleitet. Bohren und Engeli spielen sich um Kopf und Kragen – und die zu Beginn kritischen Gesichter werden zu leuchtend erfreuten.

Beim anschliessenden Apéro wird heftig diskutiert und bei den Künstlern unverhohlen nachgefragt. Der Rahmen ist intim, die Atmosphäre gelöst, die Art der Begegnung beglückend.

Es kommt noch mehr, kuratiert doch Bohren 2020 für das Hotel eine ganze Konzertreihe. «Konzert» ist wohl die falsche Bezeichnung, wagt man es doch, das «Bellevue»-Abendmenu zu erweitern und zwischen den Gängen aufzuspielen. Dabei zum Pausenclown zu werden, fürchtet Bohren nicht. Wer die Namen der Gäste überfliegt, erkennt, dass da alles andere als Clown-Kandidaten auftreten: Saxofonist Daniel Schnyder kommt ebenso wie Klarinettist Reto Bieri oder Pianist Oliver Schnyder. Um 18 Uhr 30 wird mit den Künstlern gesprochen, bald aufgetischt, ab 20 Uhr gespielt – und dann diskutiert. Gäste ohne Hotelzimmerbuchung sind willkommen. *Christian Berzins*

Kurz und knapp

Literatur

Charles Bukowski: Ein Dollar für Carl Larsen. *Deutsch von Esther Ghionda-Breger. Maro, Augsburg 2019, 328 S., um Fr. 37.–.* ★★★★★

Der tapfere kleine Maro-Verlag in Augsburg, der 2020 sein 50-jähriges Bestehen feiert, hat den erratischen amerikanischen Autor Charles Bukowski (1920–1994) im deutschen Sprachraum durchgesetzt und nicht nur von ihm, sondern vor allem auch für ihn gelebt. Die meist schmalen Bände mit Gedichten und Prosa des Bürgerschrecks standen seit den 1970er Jahren in jeder WG; sie erzählten vom Suff, vom Zocken und Vögeln, von öden Jobs und vom Überleben im amerikanischen Albtraum. Oft wurde Bukowski in einem Atemzug mit Henry Miller genannt. Im Gegensatz zu diesem war er aber kein pseudointellektueller Schwadroneur, sondern ein Meister der träfen Beobachtung, des raschen Dialogs und der lakonischen Story. Der vorliegende Band versammelt Kolumnen, die in den Jahren 1961 bis 1974 als «Notes of a Dirty Old Man» in der «L. A. Free Press», in «Open City» und im «Nola Express» erschienen. Die thematische Auswahl dreht sich um den Prozess des Schreibens, das prekäre Leben des Zeilenlieferanten und um das oft abgedrehte Partyleben in der Literaturszene; «BUK» äussert sich aber auch zu Kollegen wie dem von ihm vergötterten Hemingway und zeigt sich als Kenner der Tradition. Er berichtet von seinen berüchtigten Lesungen, von der Arbeit als Drehbuchautor für Barbet Schroeders «Barfly» und vielem mehr. Ein Hauptspass! *(pap.)*

Klassik

Martucci, Respighi & Rota: Progetto Italiano. *Luchenko/Hudziy, Claves 2019.* ★★★★★

Dirigent Riccardo Muti bringt ab und zu Werke von Giuseppe Martucci (1856–1909), Ottorino Respighi (1879–1936) oder von seinem Lehrer Nino Rota (1911–1979) in die Konzertsäle. Diese drei vernachlässigten Komponisten zeigen einen italienischen Klangweg, der vom 19. bis fast ins 21. Jahrhundert führt. Die Geigerin Vladislava Luchenko und die Pianistin Christia Yuliya Hudziy nehmen sich einer Auswahl von Sonaten und Stücken der drei Komponisten an und führen in eine wenig bekannte Welt. Luchenko spielt schwärmend, mit bebendem Nachdruck, Hudziy betont interessanterweise eher die impressionistische Seite der spannenden Werke. *(bez.)*

Vladislava Luchenko und Christia Hudziy interpretieren vernachlässigte Komponisten.

Jazz

Marianne Racine: Common Ground. *SRF 2 Kultur. Plattentaufe: Jazzklub Moods, Zürich, 6. 1., 20.30 Uhr.* ★★★★☆

Der Titel des neuen Albums von Marianne Racine ist Programm: Auf «Common Ground» geht es der Sängerin um das Einigende, nicht um das Trennende in der Musik. Swing und Blues, Weisen aus ihrer schwedischen Heimat, Folk und Rock: Hier finden sie zwanglos zusammen. Seit 1984 lebt die Musikerin, die 1956 im Norden Skandinaviens als Marianne Gravnik geboren wurde, in Zürich; an der hiesigen Hochschule der Künste unterrichtet sie Gesang, Ensemblespiel und Fachdidaktik. Einem breiteren Publikum wurde sie im Duo Tuliaisia mit Vera Kappeler bekannt. Auf ihrer neuen CD präsentiert sich die polyglotte Sängerin und Pianistin in zwei sich überschneidenden Formationen: Zu ihrem bewährten Quartett zählen der Trompeter Daniel Baschnagel, der Bassist Patrick Sommer und der Drummer Pius Baschnagel, Bei Racine Rhythm & Horns setzt das Klavier aus. Andreas Wettstein spielt Schlagzeug, Matthias Tschopp Baritonsaxofon, und Bassist Sommer greift bisweilen zum Sousaphon. Zu den 7 Tracks der CD zählen Klassiker von Lars Gullin und Duke Ellington, «Broken Bicycles» von Tom Waits und der hausgemachte «Sunntigsblues». Marianne Racine singt abgeklärt und doch engagiert; die schönsten Momente gehören den tiefen Melodielinien Tschopps. Bodenständige globale Klangkost, mit 38 Min. aber geizig portioniert. *(pap.)*